

# Herr Sabir und seine Deutschen

***Seit 50 Jahren kocht und bügelt der Afghane Safi Sabir im Dienst deutscher Ingenieure, Diplomaten und Lehrer. Die Afghanen verbindet mit den Deutschen von jeher eine enge Freundschaft. Die Zeiten haben sich geändert – heute ist es nicht mehr überall gern gesehen, für Ausländer zu arbeiten. Von Friederike Böge.***

Kabul, im April

Als Herr Sabir seinen ersten Deutschen traf, war er 14 Jahre alt und konnte weder lesen noch schreiben. Das war 1959 – eine gute, eine friedliche Zeit in Kabul. König Zahir Schah hatte gerade den Schleierzwang für Frauen aufgehoben, und die staatliche Fluggesellschaft Ariana war erstmals nach Frankfurt geflogen. Von alldem wusste Safi Sabir damals wenig. Er kam aus einem kleinen Dorf und war nur deshalb in der Hauptstadt, weil sein Onkel ihm eine Stelle als Hausdiener bei einem deutschen Lehrer verschafft hatte. Der Mann hieß Rudolf Stutz und lehrte an der Amani-Oberschule, an der seit 1924 Deutsch die Unterrichtssprache war. Seither hat der Afghane in 18 verschiedenen deutschen Haushalten gekocht, geputzt und gebügelt; für Polizeitrainer, Diplomaten, Ingenieure, Entwicklungshelfer und für ihre Frauen und Kinder. Seine Arbeitgeber waren in jenen Institutionen tätig, die die deutsche Afghanistan-Politik der vergangenen 50 Jahre geprägt haben.

Sabir hat seine Arbeitszeugnisse fein säuberlich in einem Ordner aufbewahrt. Stolz zieht der alte Mann die verblichenen Blätter aus den Klarsichthüllen. „Mein Hausboy, er hat die seltene Gabe, selbständig zu denken“, schreibt die Gattin eines Polizeikommissars in den sechziger Jahren. „Am liebsten hätten wir ihn gleich mit nach Deutschland genommen“, bekennt ein Mathematikprofessor in den siebziger Jahren. Und die Ehefrau eines Bauingenieurs rät: „Nun soll er langsam mit dem Kinderkriegen aufhören.“ Damals hatte Sabir fünf Kinder. Inzwischen sind es neun, und aus dem „Hausboy“ ist „Herr Sabir“ mit der Berufsbezeichnung „caretaker“ geworden – eine Art Hausmeister, die gute Seele des Haushalts. Auch Sabirs Blick auf Deutschland hat sich im Laufe der Jahre gewandelt. Im Haus des Lehrers Stutz habe er zum ersten Mal in seinem Leben Tisch und Stühle gesehen, sagt der Alte. Von zu Hause war er es gewohnt, auf dem Boden zu sitzen, während die Kabuler Elite sich damals schon an der westlichen Moderne orientierte. Die Männer trugen Anzüge und die Frauen Steckfrisuren. „Damals dachten wir: Wir müssen werden wie die Europäer“, sagt Sabir. Er sitzt auf dem Sofa seines jetzigen Arbeitgebers, des Chefs einer deutschen Hilfsorganisation, und trinkt Tee. Um zu zeigen, wie viel Zeit seither vergangen ist, deutet er immer wieder grinsend auf seinen grauen Vollbart und sagt: „Jetzt bin ich ein alter Mann.“ Doch seine Segelohren und sein verschmitzter Blick lassen den Vierundsechzigjährigen noch immer jungenhaft erscheinen.

Für die Sehnsucht nach dem Anschluss an die westliche Welt stand in den sechziger Jahren die Amani-Schule, an der Lehrer Stutz unterrichtete. Hierher schickte die Kabuler Elite ihre Kinder, auf dass sie Deutsch lernten – und nicht Englisch. Schon mit der Gründung der Schule 1924 wollte König Amanullah eine engere Bindung an Berlin erreichen, um sich aus der Abhängigkeit der verhassten Briten zu befreien. Ausdruck des afghanischen Modernisierungswillens war auch die Kabuler Polizeiakademie, die von deutschen Beamten geleitet wurde. Bei drei von ihnen war Sabir im Laufe der Jahre als Koch beschäftigt. Anders als heute genoss die Polizei einen guten Ruf. „Weil sie von Deutschland ausgebildet wurde“, sagt Sabir.

Für Deutsche mag es überraschend sein, mit welcher nachdrücklichen Begeisterung dieser Koch am anderen Ende der Welt von ihnen spricht. Für die meisten Afghanen ist dagegen völlig klar, dass die beiden Länder von jeher eine tiefe Freundschaft verbindet. Die Schlüsselszenen dieser Allianz gehören auf den Straßen von Kabul genauso zum Allgemeinwissen wie in Deutschland der Ausspruch des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan: „Mr. Gorbachev, open this gate! Mr. Gorbachev, tear down this wall!“ Fast jeder Afghane kennt die Bilder von

König Amanullahs Besuch in Berlin 1928 und weiß, dass sich König Zahir Schah im Zweiten Weltkrieg den Forderungen der Alliierten widersetze, die 180 Deutschen im Land zu internieren. Und noch etwas prägt das Deutschlandbild der Afghanen bis heute: die Ingenieurskunst. Sabir kochte zum Beispiel für den Ingenieur Lüdecke, der am Bau seines Staudamms, der Zentralbank und eines Hotels beteiligt war. Oder für Winfried Schwab von der Uni Bonn, der an der Kabuler Hochschule Mathematik lehrte. Oft waren auch Siemens-Mitarbeiter zu Gast, sagt er. Sie alle lobten den tüchtigen Herrn Sabir, der „ein guter Bügler“ gewesen sei, gut Deutsch Sprache und „Geschick im Umgang mit Haustieren“ bewiesen habe. Der Polizist Ernst Krack hielt sich sogar zwei Kragenbären im Garten. „Die waren für ihn wie eine Familie“, spottet Sabir. Eigentlich ist ihm die Sache mit den Tieren ein wenig unangenehm. Insbesondere Hunde gelten im Islam als schmutzig. Verwestlichte Afghanen, die in Europa gelebt haben, werden deshalb bisweilen als „Hundewäscher“ verunglimpft. Überhaupt ist es dem alten Mann wichtig zu bekräftigen, dass er trotz all der Jahre mit den Deutschen seine eigene Kultur nie aufgeben habe. Niemals habe er an einem Bier genippt, und nie habe ihn jemand daran gehindert zu beten.

In den siebziger Jahren ist Kabul ein beliebtes Reiseziel des Drogentourismus der Hippies geworden. Im „German Club“ arbeitet Sabir als „Zimmerboy“. Mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen an Weihnachten 1979 ist Sabirs Karriere schlagartig zu Ende. Für die Sowjets, die ebenfalls ihre Lehrer und Ingenieure schicken, kann und will er nicht arbeiten. „Sie hatten keine Köche, weil sie Angst hatten, vergiftet zu werden“, sagt er. Erst zwölf Jahre später findet sich wieder eine Deutsche, die seine Kochkünste zu würdigen weiß. Diesmal ist es eine Mitarbeiterin der Vereinten Nationen. Doch die anfängliche Hoffnung auf Frieden zerschlägt sich schnell. Die antisowjetischen Widerstandsgruppen bekämpfen sich gegenseitig, und die Deutsche muss nach Pakistan fliehen. „In meiner Abwesenheit kümmerte sich Sabir täglich um das Gästehaus und riskierte sein Leben, während draußen auf den Straßen gekämpft und geplündert wurde“, schreibt Doris Kleffner in einem Zeugnis, das sie bei einer kurzen Rückkehr zwei Monate später verfasst. Nun sind nur noch wenige Ausländer in der Stadt. „Daher kann ich ihm keine neue Stelle beschaffen, bevor ich Kabul verlasse“, notiert die UN-Mitarbeiterin.

Fortan versucht Sabir sein Glück mit Gelegenheitsjobs als Elektriker – beim afghanischen Geheimdienst. Wieder zehn Jahre später, 2002, die Taliban sind gerade gestürzt worden, wird er als Elektriker in die Universität gerufen, an die Deutsch-Fakultät. Dort trifft er die Leiterin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und kehrt an den Herd zurück. Seine Spezialitäten hat er in den sechziger und siebziger Jahren gelernt: Kotelett und Sauerbraten. Seit damals hat sich viel geändert. Ausländer werden in Afghanistan schon lange nicht mehr bewundert. Die Zeit der sowjetischen Besatzung, in der eine Million Afghanen getötet wurden, hat die Gesellschaft fremdenfeindlich und misstrauisch gemacht. Fremde werden schnell der Spionage bezichtigt. Diese Gefühle machen sich die Taliban heute einmal mehr zunutze.

Früher, sagt Sabir, habe er seine Arbeitgeber an Feiertagen zu sich nach Hause eingeladen. Dann seien die Ältesten aus der Nachbarschaft gekommen und hätten sich dazugesetzt. Heute sei das nicht mehr möglich. „Wenn du mit Ausländern zusammenarbeitest, hassen dich die Leute“, sagt Sabir. Ein Mullah in der Nachbarschaft habe gegen ihn agitiert und ihn als Kommunisten diffamiert. Es ist der Hass gegen das Unbekannte und die abstruse Angst, des eigenen Glaubens beraubt zu werden. „Sie kennen ja keine Ausländer“, erklärt Sabir, der in seinem Leben wohl mehr Zeit mit Deutschen verbracht hat als mit seiner eigenen Familie. „Sie können nicht unterscheiden zwischen denen, die Zivilisten töten, und denen, die das nicht tun.“ Längst hat er aufgegeben, andere überzeugen zu wollen. „Selbst mein eigener Schwiegervater will mir nicht zuhören“, sagt er. Er glaube, die Deutschen hätten seinen Schwiegersohn einer Gehirnwäsche unterzogen.

Allerdings sind nach Sabirs Beobachtung auch die Deutschen inzwischen auf Distanz gegangen. „Wenn früher jemand am Straßenrand stand, hielten sie an, um zu fragen, ob er Hilfe braucht.“ Heute träten sie aufs Gaspedal, sagt der alte Mann und grinst. Die Ausländer gehen nicht mehr – wie damals – zu Fuß in die Stadt. Stattdessen fahren sie morgens mit dem Geländewagen zur Arbeit, sitzen tagsüber in bewachten Büros und ziehen sich abends hinter die Mauern ihrer Häuser und der Restaurants zurück, in denen Afghanen keinen Zugang haben. Trotz alledem hat Sabir dafür gesorgt, dass sein Sohn bei einem deutschen Ehepaar in Kabul Arbeit findet. Er bewacht ihr Haus, sprengt ihren Rasen und hält den Hund in Bewegung. Ganz wie sein Vater vor 50 Jahren – mit einem großen Unterschied: Deutsch soll der Junge nicht mehr lernen. Heutzutage spricht man in Kabul lieber Englisch.

© Friederike Böge, 2009

Der Artikel „*Herr Sabir und seine Deutschen*“ von Friederike Böge erschien am 21.04.2009 auf Seite 3 der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.